„Und deshalb auch ist das Brot nicht gut", sagt Partanen noch einmal. Aber Hartikka, der Bauer, und Kirsti finden, daß sie selten ein so gutes Brot gegessen haben. Und Kirsti fügt hinzu, daß sie noch gar nicht wisse, ob ihm das Brot schmecken werde, das sie bereite. Hartikka, der Bauer, hat verstanden. Er nickt. Aber Partanen sagt: „Es ist noch Brot da für morgen und noch mehr Tage."

Da steht Kirsti auf und räumt das Geschirr ab. Sie wischt die verschüttete Milch vom Tisch und gießt ein neues Glas ein Für den Gast, ihren Vater. Die beiden Alten sehen ihr schweigend zu und rauchen.

Am anderen Tage fährt Hartikka zurück. Partanen, der Fischer, bringt ihn zum Ufer und hilft ihm mit dem Boot. Ehe der Bauer einsteigt, wendet er sich noch einmal um und sieht zu der Hütte hinauf. Aber Kirsti steht nicht unter der Tür. Sie ist mit dem Aufräumen der Kammern beschäftigt. Dann wird sie die Ziege melken und neues Brot bereiten. Sie hat keine Zeit, unter der Tür zu stehen. Vielleicht später, im Renntiermond, wenn Hartikka wieder über die Bucht kommt und ihr die Wiege bringt, die er ihr versprochen hat...

Aristoteles und Hagenbeck

Kleine Unwahrscheinlichkeiten — reine Wahrheit! Von Franz Wennerberg

Es gibt Zeiten, da der Mensch alle Dinge seiner Umwelt durch eine rosenrote Brille zu betrachten wünscht, da er nach Jahresschluß, vor baldigem Wintersende und leise sich regender Frühlingssehnsucht in jenen Zustand übermütiger, unbeschwerter Genußfreudigkeit hineingerät, den man mit dem Wörtlein „Faschingslaune" bezeichnet. Einmal im Jahr ist Karneval, und dann scheint es, als seien alle guten Freudengeister und Kobolde losgelassen. Wie in einer Luftschaukel verschwimmen die Perspektiven der Alltäglichkeit. Linkerhand, rechterhand — alles vertauscht... Großes erscheint manchmal klein, kleines uns groß. Feste, wohlbehütete Ordnungen zeigen plötzlich hier einen Durchschlupf und dort einige fürwitzige Löchlein. Und über allen Ungereimtheiten und putziger Schabernacks lächelt die Sonne des Humors.

Es ist die große Stunde der Harlekine und Scharlatane. Ihnen und ihrer absonderlichen Weisheit blüht der volle Weizen. Spaßmacher haben es leicht, andere hinter das Licht zu führen und frohe Lacher um sich zu versammeln. Aber wenn Frau Wahrheit, die Unbestechliche, sich ins Völkchen der Narren und Närrinnen verirrt und, wohl selbst mit einer holden Maske versehen, ihre Stimme hebt, so fällt es ihr schwerer denn je, sich Gehör und — Zutrauen zu verschaffen.

Also was sagen Sie dazu, verehrte Masken, wenn ihnen Frau Wahrheit weismachen will, der Philosoph Immanuel Kant sei nicht nur ein tüchtiger, abstrakter Denker, ein vollendeter Mathematiker, Astronom, Geograph und Kunsthistoriker — sondern auch eine Art Billardmeister von Ostpreußen gewesen? — Sie lächeln ungläubig. Aber Frau Wahrheit verbürgt sich, wie man hört, für die Richtigkeit dieser Aussage.

Was sagen Sie dazu, wenn ihnen die gleiche Dame lächelnd erzählt, mit dem amerikanischen Präsidenten Franklin habe es auch eine besondere universale Bewandtnis? Er sei nicht nur, wie wir in der Schule gelernt haben, ein tüchtiger Staatsmann und der Erfinder des Blitzableiters gewesen, sondern in USA auch der geistige Vater des Schaukelstuhls, der Straßenlampe und der kaufmännischen Reklame, Organisator der ersten amerikanischen Feuerwehr, Reformator der englischen Rechtschreibung, Begründer der ersten Leihbibliothek sowie des ersten Ventilationssystems der Vereinigten Staaten und noch manches andere mehr, kurz, ein Universalgenie gewesen...

Und was hat Aristoteles mit Hagenbeck zu tun? Frau Wahrheit behauptet, der alte griechische Gelehrte sei der eigentliche Begründer des heutigen Tiergartens, und das System Hagenbecks, Tiere in freier Wildbahn zu halten, gehe letzten Endes auf ihn zurück. Hingegen hat die Geschichte des Griechen Chalchas zur Faschingszeit einen kleinen bitteren Beigeschmack. Der Gute soll sich nämlich zu Tode gelacht haben, als der Tag, der ihm als letzter seines Daseins geweissagt worden war, zur Neige ging und er sich immer noch bester Laune und Gesundheit erfreute.

Wie wäre es mit einem kleinen Abstecher in die flimmernde Sternenwelt? Seit dem Jahre 1910 hat man rund 3000 neue Planeten entdeckt, und die Astronomen sind heute der Ansicht, es seien immer noch fünfmal soviel kleine Trabanten der Sonne vorhanden. Mit der Sonne ist es überhaupt merkwürdig bestellt! So hat unlängst ein Forscher erklärt, wir bekämen sie in Wirklichkeit überhaupt nicht zu Gesicht! Beweis: Die Entfernung der Sonne von unserer Mutter Erde beträgt 150 Millionen Kilometer. Um uns zu erreichen, benötigen die Sonnenstrahlen eine Zeit von 8 Minuten und 38 Sekunden. In der Zwischenzeit aber bewegt sich die Erde weiter, so daß die Sonne in Wirklichkeit zweimal um die Länge ihres Durchmessers von jenem Platze entfernt ist, an dem wir sie zu sehen glauben...

Das ist Ihnen zu hoch, holde Närrin? Wir vergaßen, daß fast alle Evastöchter seit erdenklichen Zeiten auf sehr gespanntem Fuße mit der exakten Himmelswissenschaft stehen. Aber himmlische Rosen ins irdische Leben flechten — das können sie trotzdem! Und um nun mit einer Fliegerfrage die Verbindung zwischen Himmel und Erde noch zu festigen: Wissen Sie eigentlich, daß der kühne Lindbergh erst der siebenundsechzigste Mensch war, der den Atlantik in einem Non-stop-Flug überquerte? — Frau Wahrheit erzählt: Sir John Alcock und Sir A. Whitton Brown flogen im Jahre 1919 über den Atlantik, und zwar von Neufundland nach Irland. Im selben Jahr fuhr das englische Luftschiff R 34 mit 31 Mann Besatzung von Schottland nach Amerika und zurück. Fünf Jahre später unternahm der deutsche Zeppelin „ZR 3" (später „Los Angeles") die Ozeanüberquerung von Friedrichshafen nach Lakehurst mit einer Mannschaft von 33 Köpfen. Dann folgte der Schwede! Zählt man alles zusammen, so war Lindbergh tatsächlich erst der 67. in dieser Reihe!

Nun, das Blindfliegen ist nach wie vor eine schwierige Angelegenheit, die ihren ganzen Mann erfordert. Aber Blindbauen nicht minder! In seiner vor einiger Zeit veröffentlichten Sammlung „Unwahrscheinlichkeiten" erwähnt der Amerikaner Robert L. Ripley folgenden Vorfall aus der Wirklichkeit: Ein Juwelier im Staate New Jersey namens Francis A. Burdett erblindete im Alter von fünfzig Jahren. Dreizehn Jahre später begann er, sich ein Haus im holländischen Kolonialstil zu bauen. Er berechnete alles genau im Kopf. Die Pläne kannte er bald auswendig und wußte stets über den Stand der Bauarbeiten Bescheid. Auf dem Dach seines Hauses bewegte er sich mit geradezu nachtwandlerischer Sicherheit. Er stieg ohne fremde Hilfe hohe Leitern hinauf und herab, half bei der Aufführung von Gerüsten, trug Baumaterial herum, er hämmerte und nagelte mit erstaunlicher Genauigkeit. Kein Mensch würde ihn bei dieser Arbeit für blind gehalten haben. Das Haus wurde terminmäßig fertig und kann jetzt zu bestimmten Zeiten besichtigt werden — als Musterbau eines Blinden!

Ob hingegen die sehr romantisch klingende Geschichte des Amerikaners William Mc Pherson aus Kansas City den Tatsachen entspricht, wagt Frau Wahrheit nicht ohne weiteres zu bestätigen. Mc Pherson hatte das Unglück, als Steinbrucharbeiter einer Dynamitexplosion zum Opfer zu fallen. Er verlor bei der Katastrophe das Augenlicht und beide Arme. Die Zukunft erschien dem Aermsten grau in grau. Andere Blinde konnten doch wenigstens die Brailleschrift lesen, mit den Fingern abtasten. Das konnte Mc Pherson nicht. Aber sein eiserner Wille fand einen Ausweg. Er lernte die Blindenschrift mit der — Zunge lesen. Während er seine Zunge auf die reliefartigen Lettern der Schrift legte, zeichnete sein Lehrer mit großer Geduld den jeweiligen Buchstaben auf Mc Phersons bloßen Rücken zwischen den Schulterblättern. Also auf eine Stelle, die für das Erfühlen einer Form noch empfindlicher als die Zunge ist. Heute liest Mc Pherson ohne Schwierigkeiten und hat längst seinen guten Humor wiedergefunden.

Ob diese Geschichte auf Wahrheit beruht, sei dahingestellt, aber sie bestätigt jedenfalls, daß mit einer tüchtigen Portion Optimismus und Zielstrebigkeit im Leben viel erreicht werden kann. Eine hübsche Lehre zu Nutz und Frommen all derer, die lieber fröhlich als sauertöpfisch durchs Dasein pilgern!

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 14 **19. Februar 1938** **12 Jahrgang**

Im Kampf ums Glück

Roman von Margarete von Sass

Copyright 1936 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

20. Fortsetzung

War es denn möglich, daß der Mann, den sie über alles liebte, nach den sie sich in qualvollster Sehnsucht verzehrt hatte, fähig war, ihre Liebe zu vergessen? Sollte es am Ende wirklich so sein, wie Bertholz von ihm behauptete, daß er ein gewissenloser Mitgiftjäger sei? Sie preßte die Lippen zusammen, schloß die Augen vor schneidendem Weh.

Der Tag, an dem sie von Hansfelde fortging, kam ihr in Erinnerung. Sie sah ihn ganz deutlich vor sich, sah die mit bunten Bändern geschmückten Erntewagen in den Hof fahren, sah die frohen Menschen, die ihr schönstes Fest feierten. Frohsinn und der Duft von reifem Korn lag an diesem unvergeßlichen Morgen in der Luft. Sie hatte geglaubt, diesen Frohsinn nicht ertragen zu können, war vor ihm geflüchtet. Im Park zwitscherten die Vögel; in den Wipfeln der alten Bäume, die die Steinbank überschatteten, trieben sie ihr tolles Wesen, während ihre Seele voll schmerzlicher Wehmut war Und dann war „er" gekommen. Sie erinnerte sich nicht mehr deutlich, wie es gewesen war, nur, daß alle Qual von ihr abfiel, als er sie im Arm hielt.

War es vielleicht nur Mitleid, das ihn zu ihr getrieben hatte? Zu seiner Entschuldigung nahm sie es an. Herrgott, und sie hatte ihn geliebt, liebte ihn heute noch wie nichts in der Welt! Ihre Liebe zu ihm war für sie der Anfang eines neuen Lebens gewesen; und nun war für sie alles zusammengebrochen, ihre Hoffnung mit einem Schlage vernichtet! Was war ihr nun noch das Leben, was Hansfelde? Mochte es Bertholz, wie er es ihr angedroht hatte, verkaufen, ihr lag nichts mehr daran. Wirklich nicht?, fragte eine Stimme in ihrem Innern. Sie preßte ihr Gesicht in ihr Kissen, ein wehes Schluchzen entrang sich ihrer Brust. Zusammengezogen, wie im Fieber bebend, lag sie noch stundenlang wach.

Es war heller Tag, als Blanka zu ihr ins Zimmer kam. Sie fragte nicht: wie hast du geschlafen, sondern sagte:

„Sie sind beide weg."

Marianne wußte, wen sie damit meinte, wußte nun auch, daß Blanka ahnte, was ihr geschehen. Mit großem, ernstem Blick sah sie die alte Vertraute an:

„Nun sind wir beide wieder ganz allein."

Ein schmerzliches Zucken war um ihre Lippen. Blanka küßte sie, behutsam, wie eine Mutter ihr Kind küßt.

„Es wird alles gut werden, Marianne. Ich will dir helfen, zurechtzukommen." Der alten Frau war das Herz zum Zerspringen voll und sie hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Sie half Marianne beim Ankleiden, sprach dabei über das Wetter, das heute wundervoll war.

„Heute früh lag Rauhreif auf den Bäumen", sagte sie, „jetzt hat ihn die Sonne schon fortgeschmolzen."

„Du bist schon lange auf?" fragte Marianne, eigentlich nur, um auch etwas zu sagen.

„Ja, seit sechs Uhr. Ich mußte doch für Herrn Kasembeek das Frühstück bereiten, er ist gegen sieben Uhr fortgefahren."

Ach Gott, ja — Kasembeek, den hatte sie ja ganz vergessen.

„Ich soll dich von ihm grüßen, Marianne."

„Danke."

„Er bedauerte so sehr, so schnell und ohne Abschied von dir fort zu müssen, versprach, gleich nach dem Fest einmal herzukommen. Er ist ein sympathischer Mensch, wo hast du ihn eigentlich kennengelernt?"

„Bei Bertholz. Er ist ein Geschäftsfreund von ihm."

Es brannten ihr noch viele Fragen auf der Seele, aber sie sprach sie jetzt nicht aus. Sie würde noch alles erfahren.

Nach langer Zeit saßen sie sich wieder einmal am Frühstückstisch gegenüber.

Blanka hatte alles, was an Weihnachten erinnerte, aus dem Zimmer entfernen lassen. Ganz so wie es früher gewesen, war es jetzt. Das Feuer prasselte im Kamin, und auf dem Tisch stand die Kaffeemaschine.

Das mutete Marianne heimatlich an. Sie legte ihre Hand auf Blankas Arm:

„Daß ich nun wieder daheim bin, ist doch ein Trost."

„Für mich ja, ich habe dich sehr vermißt."

Martanne dachte: sie hat mich vermißt, Joachim nicht.

Daß sie noch einen Menschen hatte, der in Liebe an ihr hing, gab ihr etwas von ihrem alten Lebensmut zurück. Dem Schmerz, den Joachim ihr zugefügt hatte, stand sie hilflos gegenüber — nicht so den Dingen, die ihr jetzt bevorstanden. Jetzt erst würde der Kampf um Hansfelde beginnen. Zwischen Berkholz und ihr war es zum endgültigen Bruch gekommen; er würde nun keinerlei Rücksicht mehr auf sie nehmen. Es kam jetzt darauf an, sich zu wehren. Und das wollte sie tun.

Nach dem Frühstück ging sie durch die Wirtschaftsräume, sie traf den Großknecht im Hof. Er hatte die neue Strickjacke an, die ihm Blanka zu Weihnachten geschenkt hatte.

Sichtlich erfreut begrüßte er die junge Herrin.

„Daß Fräulein Latour nun wieder hier ist, ist schön", sagte er zutraulich.

„Wie geht's denn, Karl?"

„Auf Hansfelde gut, gnädiges Fräulein. Der Herr Baron hat alles gut im Schuß gehalten. Wir haben im Herbst die Ställe frisch gekalkt und die Raufen erneuert. Das elektrische Licht hat der Herr Baron jetzt auch in die Ställe geleitet, ganz allein hat er das gemacht. Er ist ja so geschickt. Ach, es ist ein Segen, daß das nun endlich mal gemacht worden ist; man braucht nun nicht mehr mit den Laternen herumzufummeln. Herr Latour haßte das, er hatte das mit dem elektrischen Licht längst vorgehabt. Hat das gnädige Fräulein schon die Hühnerfarm besichtigt?"

Marianne verneinte.

„Na, die müssen Sie sehen; eine Musterfarm ist daraus geworden. Möchte Fräulein Latour nicht gleich mal mit hingehen?"

Nein, sie wollte nicht.

Marianne zog den Schal fester um sich, als friere sie. Ajax, der Hofhund, kam angelaufen, sprang winselnd an ihr hoch. Sie streichelte sein zottiges Fell.

„Freust dich, Ajax — freust dich, daß Frauchen wieder da ist. Komm mit, komm!"

Sie nickte Karl zu, schlug dann den Weg zum Walde ein. Ajax sprang aufgeregt vor ihr her, kam zu ihr zurück. Sein schwarzgraues Fell triefte vor Näsfe, er bedachte es nicht, sprang an ihr hoch, halb toll vor Freude und Ausgelassenheit. Das rührte Marianne; sie preßte den alten, ruppigen Köter an sich und liebkoste ihn.

In Hansfelde gab es doch noch vieles, was sie freute. Es lohnte sich gewiß, darum zu kämpfen. Aber wie? Das war ihr noch nicht recht klar. Sie stand nun wieder allein da und ohne Geld. Am 1. Januar würde ihr die Hypothek gekündigt werden, was dann? Daß Tante Lene helfen würde, kam nun nicht mehr in Frage.

Sie war wieder mit ihren Gedanken bei Joachim angelangt.

Wie er das hatte fertigbringen können, sie so allein zu lassen in ihrer Not? Nein, er hatte sie nie geliebt, das war ihr nun ganz klar. Sie biß die Zähne zusammen, starrte in den hellen, sonnigen Wintertag und dachte: ich muß damit fertig werden, so schwer es ist.

Bei Tisch erzählte sie Blanka von ihrer Italienreise, und wie sie dazu gekommen war, berichtete von den Dingen, die schließlich zum Bruch mit Berkholz geführt hatten.

„Wie wird das nun werden mit seiner Vormundschaft?" fragte Blanka. „Kannst du nicht Einspruch dagegen erheben?"

Marianne zuckte die Achseln.

„Das ist meine kleinste Sorge", sagte sie.

Ihre größte glaubte Blanka zu kennen.

Nach Tisch ging Marianne in Joachims Zimmer hinauf — aber als sie vor der Tür stand, konnte sie sich nicht dazu überwinden, hineinzugehen. Sie drehte den Schlüssel, der im Schloß steckte, um und zog ihn ab.

Als Blanka am Abend dieses Tages die Vermutung aussprach, daß Widdern wohl versehentlich den Schlüssel zu seiner Wohnung mitgenommen hätte, sagte sie:

„Nein, ich habe ihn, Blanka. Aber wir wollen vorläufig nicht in die Wohnung gehen."

Die zwei Festtage und die nächsten, die ihnen folgten, gingen für Marianne in dumpfem Warten hin, ohne daß sie sich klar darüber war, was sie erwartete. Ob Joachim zu ihr zurückkehren würde? Nein, darauf wartete sie ganz gewiß nicht. So schmerzlich sie ihn vermißte, von dem Wunsch, ihn wiederzusehen, glaubte sie ganz frei zu sein. Sein Fortgehen war wie Sterben; er war aus ihrem Leben, das sie weiter ohne ihn tragen mußte, ausgelöscht.

Eines Tages erschien dann Kasembeek in Hansfelde.

Marianne war erstaunt, wie verändert der große, vierschrötige Mensch war; sein Gesicht war fahl, seine hellen Augen hatten jeglichen Glanz verloren.

Er grämt sich um Lilli!, dachte Marianne.

Aber er erwähnte sie mit keinem Wort. Ob sie wüßte, wann Herr Berkholz aus Italien zurück käme, fragte er. Sie wußte es nicht. Dann fragte er nach ihrem Gut; ob sie es so gefunden, wie sie es erwartet habe.

„Es war alles in bester Ordnung."

„Ich hörte, daß Sie Ihren Besitz verkaufen wollen?"

Marianne sah ihn überrascht an.

„Nein, das will ich gar nicht. Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Herr Berkholz."

„So, ja, er trägt sich mit der Absicht, das Gut, auf dem er eine größere Hypothek zu stehen hat, zum Verkauf zu bringen. Ich hoffe aber, daß es nicht dazu kommen wird."

„Wenn Sie es nicht wollen, kann es doch nicht dazu kommen?"

„Das heißt, wenn es mir gelingt, die vierzigtausend Mark aufzubringen, um die Hypothek auszahlen zu können. Aber das wird nicht so leicht sein."

Kasembeek sah nachdenklich vor sich hin.

„Na, vielleicht kommt es ja nicht dazu", sagte er dann.

Sie sprachen nicht weiter darüber. Erst kurz vor seiner Abfahrt kam Kasembeek wieder darauf zurück.

„Sie dürfen sich wegen der vierzigtausend Mark keine Sorge machen, Fräulein Latour."

„Wie sollte ich nicht! Käme mein Gut zum Verkauf, verlöre ich damit alles."

Sie standen neben dem Auto und Kasembeek zögerte, einzusteigen. Es schien Marianne, als wollte er ihr noch etwas sagen, aber er nahm Platz, reichte ihr noch einmal die Hand und tröstete:

„Man kann mehr verlieren als ein Gut."

Dann drückte er auf den Anlasser und fuhr ab. Marianne sah ihm nach.

„Er hat recht", sagte sie sich. „Man kann mehr verlieren als ein Gut."

Das hatte sie eben erlebt.

Fünfzehntes Kapitel

NETTE ERÖFFNUNGEN

Berkholz war in schlechtester Stimmung von seiner Italienreise zurückgekehrt.

In dem Augenblick, als er sein Arbeitszimmer betrat, klingelte das Telephon. Vom Büro wurde angefragt, wann der Herr Oekonomierat zurückerwartet werde.

„Ich bin bereits hier. Was ist los?" fragte er.

„Herr Kasembeek wünscht den Herrn Oekonomierat zu sprechen."

Ob das gleich sein müsse.

Pause.

Ja, es sei sehr eilig, Herr Kasembeek würde sich erlauben, im Laufe des Vormittags bei Herrn Oekonomierat vorzusprechen.

Aergerlich legte er den Hörer auf.

„Kaum ist man zu Hause, beginnt die Unruhe", sagte er sich.

Er ging zu Poldi ins Zimmer, die dabei war, ihren Koffer zu packen.

„Was wird nun?" fragte er.

„Ich will abreisen; mein Zug geht um drei Uhr nachmittag."

„Du hast es aber eilig."

„Ich bin froh, endlich wieder heimzukommen."

„Soso — na, meinetwegen. Wo steckt denn eigentlich Lilli?"

„Das ahne ich nicht. Sie ist heute früh ausgegangen, ohne mir zu sagen, wohin." Er wandte sich zur Tür. Poldi hielt ihn mit der Frage zurück: „Heini, darf ich dir jetzt die Abrechnung geben?"

„Was für eine Abrechnung?"

„Ueber das, was ich verausgabt habe."

„Nicht nötig."

„Aber ich habe Auslagen gemacht."

„Wozu Auslagen, Lilli hatte doch Geld?"

„Sie hat mir aber keins gegeben. Während sie fort war, habe ich die Kosten des Haushalts bestreiten müssen."

„Was heißt das: während sie fort war?"

„Nun, sie war doch mehrmals in Hansfelde. Dann saß ich hier mutterseelenallein — auch am Heiligabend war sie dort."

„In Hansfelde?" fragte er, sie erstaunt ansehend. „Was wollte sie in Hansfelde?"

„Das weiß ich nicht, das frage Lilli selbst."

Sie reichte ihm einen Zettel, auf den sie aufgeschrieben hatte, was sie ausgelegt.

„Ein ganz nettes Sümmchen", sagte er.

„Feiertage kosten Geld", erwiderte Poldi. „Ich habe für die Leute das Fest ausrichten müssen. Lilli hat sich nicht darum gekümmert."

Er entnahm seiner Brieftasche drei Hundertmarkscheine und reichte sie ihr.

„Was davon übrigbleibt, ist für deine Reise."

„Danke! Heini, ich habe noch eine Bitte: du mußt mir meine Rente erhöhen — bei den teuren Zeiten reichen hundertzwanzig Mark im Monat nicht aus zum Leben."

(Fortsetzung folgt)

Börjes Brautfahrt

Skizze von Werner Jörg Lüddecke

Als der Mond zum zweiten Mal nach dem Tode Raunis, der Alten, über der Bucht ab- und zugenommen hat, schnürt Börje eines Tages sein Bündel und nimmt die Schlittschuhe vom Haken. Früh am morgen tut er das, noch flimmern die letzten Sterne am Himmel. Eino Partanen, der Vater, sieht ihm zu. Er reicht ihm auch dieses und jenes von den Dingen, die zu einer Reise nötig sind. Die warme Rentierjacke, Handschuhe, Brot und gedörrte Fische. Dann gehen die beiden hinunter an den Rand der Bucht.

„Zum Taumond bin ich wieder zurück", sagt Börje, als er sich die Schlittschuhe an die Füße schnallt: „Ich fahre über die Bucht nach Joenii."

Der Alte nickt. „Jaha, es ist gut, wenn wieder eine Frau in die Hütte kommt." Er steht am Ufer und sieht dem Jungen nach, wie der mit kräftigem Armschwung dahinfliegt. Dann wendet er sich um und geht zurück, mit dem Schritt jemandes, der ein gutes Tagewerk getan hat und nun ausruhen will.

Als der Abend herniederkommt, schnallt Börje am jenseitigen Ufer seine Schlittschuhe von den Füßen und geht in das Dorf Joenii hinein. Unterwegs trifft er einen Mann mit einer Last Holz. Es ist Hartikka, der Bauer, der ein gutes Haus, reiche Felder und auch Vieh hat. Die beiden kommen ins Gespräch.

„Jasso, von jenseits der Bucht bist du", sagt Hartikka. „Ich kannte auch einmal einen Mann von drüben."

Und Börje, der Fischer, sagt: „Rauni, die Mutter, ist vor zwei Monden gestorben. Ihre Kammer ist leer."

„Jasso", sagt Hartikka, „ich habe zwei Töchter. Du kannst bei mir bleiben über Nacht."

Dann stehen sie in der Diele von Hartikkas Haus. Börje sieht sich um. Es ist alles in guter Ordnung. Sogar zwei Angelruten sind da. Börje, der Fischer, prüft sie und nickt. Dann gehen sie in die Stube, in der zwei Mädchen am Spinnrocken sitzen. Sie erröten, als sie den Fremden sehen, und das Garn gerät ihnen ein wenig in Unordnung. Börje bemerkt es gar nicht, und auch Hartikka, der Bauer, sieht darüber hinweg.

„Börje Partanen ist da", sagt Hartikka. „Er ist von jenseits der Bucht und bleibt hier zu Gast." Die Mädchen, die Raili und Kirsti heißen, stehen auf und geben Börje die Hand. Sie sind fast eben so groß wie er, haben breite Schultern und eine glatte Haut. Aber die besseren Augen hat Kirsti. Ihr Blick ist ruhiger und weicht nicht aus, da der Fischer ihre Hand ein bißchen länger hält, als man das wohl tun sollte. Schweigend nehmen die vier die Abendmahlzeit ein. Das gute Zinngeschirr steht auf dem Tisch, und Hartikka hat einen Schnaps geholt, von dem auch die Mädchen ein Gläschen trinken dürfen. Zu Ehren des Gastes. Einmal sagt der Bauer, wohl mehr zu sich selber als zu seinem Gast: „Jasso, also Fischer bist du? Das ist eine gute Sache."

Börje, der Junge, nickt und sagt: „Jaha. Das ist es." Und auch die Mädchen nicken zustimmend. Aber weiter sagen sie nichts. Und gleich nach dem Essen gehen sie in ihre Kammer, wo man sie noch eine Weile lispeln und kichern hört. Hartikka hat einen guten Tabak, von Torje, dem Seefahrer, aus England mitgebracht. Börje raucht bedächtig von dem Tabak und findet ihn auch gut. Dann sprechen sie von den Dingen, die sich im Lande ereignen. Vom Wetter, von den Viehpreisen, von Netzen und Fischen.

Später, als es schon Nacht ist und der Bauer dem Gast die Kammer weist, sagt er: „Ein Fischer oder ein Bauer sollte nicht meine Tochter Raili freien. Sie ist das Kind meiner zweiten Frau, und ihr Vater war mit den Rentieren auf den Wegen. Sie hat ein unruhiges Blut."

Als der Eismond zu Ende geht, werden Börje und Kirsti ein Paar. Es ist eine große Hochzeit, an der das ganze Dorf teilnimmt. Schade nur, daß Partanen, der Alte, nicht dabei sein kann. Aber das geht wohl nicht, denn zu Hause ist eine Ziege zu versorgen, und die Fangleinen an den Eislöchern müssen nachgesehen werden.

Noch zwei Wochen bleibt Börje in Joenii zu Gast. Aber als dann das Eis in den Nächten zu schreien beginnt, macht er sein Bündel zur Heimreise fertig. Es wird besprochen, daß Kirsti zu Ende des Taumonds mit dem Boot nachkommen soll. Die beiden stehen am Ufer. „Es ist ein ungutes Wetter", sagt Kirsti. „Du solltest doch lieber warten, bis es etwas nachgefroren hat."

Aber Börje lacht, daß man seine weißen Zähne schimmern sieht, und dann zischt das getaute Wasser unter seinen Stahlkufen, seine Gestalt wird kleiner und kleiner, bis nur ein winziges Pünktchen davon zu sehen ist. Da erst wendet sich Kirsti um und geht ins Haus zurück.

Drei Wochen später ist die Bucht frei vom Eis. Hartikka, der Bauer, und Kirsti fahren hinüber. Unweit von Eino Partanens Haus ziehen sie das Boot an Land und gehen über die schwarzgebrannte Halde, auf der noch der letzte Schnee liegt, den Hügel hinauf. Partanen, der Alte, sieht sie und kommt ihnen langsam ein Stück entgegen.

„Ich bin Hartikka von jenseits der Bucht", sagt der Bauer. „Und dies ist Kirsti, deines Sohnes Frau."

Der Fischer sieht an ihnen vorbei über das Wasser und nickt. Dann lädt er sie ein, in die Stube zu kommen. Er trägt Milch und Fleisch und Brot herzu, und die drei essen. „Das Brot ist mir heute nicht gut gelungen", sagt Partanen. „Börje hat es früher gebacken." Es ist ein seltsamer Klang in seiner Stimme. Hartikka horcht auf, und Kirsti stößt gegen ihr Glas, daß die Milch über den Tisch fließt.

„Jaha", nickt Partanen. „Es hat ein Unglück gegeben mit dem Börje. Als er über die Bucht kam, ist er unter dem Eis ertrunken. Einen Steinwurf weit vom Ufer. Ich habe ihn neben Rauni, meine Frau, gelegt."

Es ist ganz still in der Stube. Man kann deutlich die Tränen hören, die von Kirstis Wangen auf den Tisch tropfen. Draußen kommt die Dämmerung aus den Wäldern gekrochen. Ein Zug großer Vögel rudert mit rauschenden Schwingen über dem Dach nach Norden.